

Spanische Schnurren

Autor(en): **Loosli, C.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-493324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SPANISCHE SCHNURREN

Die Spanier, die man sich oft unzugänglich, unheimlich stolz, verschlossen und jederzeit ernsthaft vorstellt, entbehren des Humors nicht. Sie verstehen es sehr wohl, den gesellschaftlichen und politischen Zuständen eine lächerliche Seite abzugewinnen. So erzählt man sich gegenwärtig jenseits der Pyrenäen, unter vielen anderen, folgende vergnügliche Geschichten:

Einem Metzgermeister, der einen Kalbskopf ausbeinelt, entglitschte das Messer so ungeschickt, daß er sich damit die Nase aufschlitzte und nun die starke Blutung nicht zu stillen vermochte, was ihm, da er gerade mit Arbeit überhäuft war, doppelt ungelegen kam. Folglich telephonierte er seinem Arzt, einem alten Freund, ihn bittend, sich unverzüglich zu ihm zu bemühen, die Wunde zu vernähen. Der Arzt erklärte sich sofort bereit dazu, fragte jedoch vorsichtigerweise:

«Aber weißt du, ich habe dich nun schon seit einer geraumen Weile nicht mehr gesehen. Ich bitte dich daher mir zu sagen, ob ich roten oder blauen Faden mitbringen soll!»

★

Ein spanischer Auswanderer hatte in Südamerika sein ganzes Vermögen eingebüßt und war nun, vollständig abgebrannt, in die Heimat zurückgekehrt, worauf er sich unverzüglich an einen Staatsminister, seinen Jugendfreund, mit der Bitte um eine Anstellung im Staatsdienst wandte.

Dieser erklärte:

«Du triffst es ausgezeichnet; – gerade habe ich einen schönen Posten zu vergeben mit 800 000 Peseten Gehalt, freier Wohnung in einer gediegenen Villa, eigenem, vom Staat gestellten Automobil, samt dem dazugehörigen, ebenfalls vom Staate besoldeten Chauffeur.»

Der andere wehrte ab:

«Das ist mir viel zu üppig! Ich möchte lieber eine viel bescheidenere Stelle bekleiden.»

«Je nun, da ist noch eine andere mit 240 000 Peseten Bareinkommen, freier Wohnung samt Automobil, dessen Betrieb allerdings auf deine Kosten gehen wird.»

«Auch das ist mir noch zu viel! Was ich wünsche, ist eine einfache Stellung, die mir nicht allzu hohe Verpflichtungen auferlegt und der ich gewachsen bin. Ich möchte ein ganz schlichtes, aber gesichertes Dasein führen, mit etwa 48 000 bis 64 000 Peseten monatlichem Gehalt!»

Worauf der Minister:

«Das mußt du dir schon aus dem Kopfe schlagen, denn so niedrig dotierte Stellen werden grundsätzlich bloß an Akademiker vergeben!»

Eine hohe, fett besoldete Staatsstelle war zur Neubesetzung ausgeschrieben. Gemeldet hatten sich nicht weniger als 177 Kandidaten. Die damit beauftragte Kommission prüfte die Angebote und schied binnen kurzem 174 Bewerber aus, so daß nur noch drei in engeren Betracht fielen. Nämlich ein Ingenieur, ein Mathematiker und ein maranischer Kaufmann.

Um nun unter diesen den tauglichsten zu ermitteln, beschloß die Kommission, sie einer Testprüfung zu unterstellen. Die einzige Frage, die an alle drei Kandidaten gerichtet wurde, lautete:

«Wieviel ist zwei mal zwei?»

Der Ingenieur, der hinter dieser Frage eine besondere Falle witterte, erbat sich eine Bedenkzeit von 24 Stunden, die ihm anstandslos bewilligt wurde.

Der Mathematiker antwortete unverzüglich:

«Selbstverständlich ist zwei mal zwei vier!»

Der Marane:

«Das kommt darauf an! Wenn ich einkaufe, dann ist zwei mal zwei drei; verkaufe ich aber, dann rechne ich: zwei mal zwei ist fünf!»

Hier nun stellte der Erzähler die Frage an seine Zuhörer:

«Welcher von den dreien hat nun die Stelle gekriegt?»

Die Antworten lauteten verschieden; immerhin vereinigte der Marane die meisten Stimmen auf sich, worauf der Fragesteller erklärte:

«Ihr seid alle zusammen schief gewickelt; – die Stelle erhielt ein Neffe des Diktators, des Generals Franco!»

★

Ein Schweizer, der sich die drei Schnurren hatte erzählen lassen, äußerte nachdenklich zu einem seiner Freunde:

«Du, Alter, diese Geschichten kommen mir gar nicht so spanisch vor!»

★

Ein hochgebildeter Spanier, der kürzlich zum ersten Male die Schweiz bereiste, wurde nach seinen Eindrücken gefragt.

Er besann sich keinen Augenblick, sondern erwiderte:

«Der Wohlstand, die Ordnung und die Reinlichkeit Ihres Landes sind bewundernswürdig. Sie haben mich tief beeindruckt, besonders wenn ich sie mit den in meiner Heimat herrschenden Zuständen verglich.»

Immerhin ziehe ich diese den schweizerischen vor!

Wir Spanier sind arm, haben daher wenig Bedürfnisse, geben uns mit wenigem zufrieden, so daß, mag auch geschehen was da immer will, wir es leicht

zu erfragen vermögen, weil wir in keiner Weise verwöhnt sind.

Sollten jedoch, was mir auf die Dauer unvermeidlich scheint, die Schweizer eines Tages von einer eigentlichen Katastrophe heimgesucht werden, dann werden sie, fürchte ich, ratlos und totunglücklich dastehen, ohne sich weder zu helfen zu wissen, noch sich bescheiden zu können.

Und dann glaube ich, daß wir Spanier, eines ins andere gerechnet, viel glücklicher leben als Ihr Schweizer!

Wir arbeiten, um zu leben! Ihr dagegen lebt, um zu arbeiten, in steter Sorge um den kommenden Tag.

Off schien es mir, Ihr lebtet überhaupt nicht, sondern funktioniertet bloß! Ein wenig spanischer Fatalismus dürfte euch ebenso gesund sein als uns ein wenig – oh, nur ein klein wenig mehr von eurer Ordnung und Reinlichkeit! Ja nicht zu viel! Denn, wie ich beobachtet habe, werden diese lediglich mit unzähligen Geboten und Verboten erkaufte, welchen sich kein Spanier zu fügen vermöchte.

Eure unbestreitbare Tüchtigkeit ist sicherlich der Bewunderung wert. Ich frage mich aber, ob sie einem plötzlich eintreffenden, dann aber anhaltenden Zustand der Unsicherheit standhalten würde. Denn, wenn mich nicht alles täuscht, geht dem Schweizer die Sicherheit über seine gesellschaftliche Ungebundenheit, ja sogar über seine persönliche Freiheit. Wir Spanier aber sind, wie alle romanischen Völker, individualistisch eingestellt.

Natürlich spreche ich da von der breiten Masse des Volkes beider Länder, nicht von jenen sogenannten höheren Gesellschaftskreisen, die so ziemlich überall gleich, will sagen, längst nicht mehr mit ihrer heimatlichen Erde verwachsen sind!»



„Zum Glück häts e solidi Randlinie ghaal!“